

S o l d a t

Vier von uns Arbeitsdienstlern, alle mit Segelflugausbildung, hatten sich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet und zwar als Offiziersbewerber. Das hatten wir so abgesprochen und wir bekamen einen Marschbefehl nach Oschatz in Sachsen auf die Hubertusburg. Das war eine Fahnenjunkerschule. Ich war ja überzeugt, daß der Krieg längst verloren war. Das entfernte Grollen der Geschütze war an manchen Tagen in Domstahl schon zu hören und ich spekulierte, wenn die uns in einen Offiziersbewerberkursus stecken, würden hoffentlich ein paar Monate vergehen und da wird der Krieg sicher aus sein bevor wir an die Front kommen können.

Ja, die Überlegung war sicher nicht so falsch, aber da hatten wir vier die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Auf der anderen Seite erwies es sich aber als goldrichtig sich freiwillig zur Luftwaffe zu melden, denn alle diejenigen, die sich nicht zu einem bestimmten Truppenteil freiwillig gemeldet hatten, wurden zwangsweise zur Waffen-SS eingezogen. Sie bekamen einfach einen Stempel in den Wehrpass „freiwillig zur SS“. Da hatten die gar keine Wahl mehr nein zu sagen. Kurze Zeit später bekamen diese so genannten Freiwilligen SS Jungens gleich die bekannte Tätowierung in die linke Armbeuge mit der Blutgruppe. Damit waren sie als „SS“ gezeichnet, was ihnen später in Gefangenschaft oftmals sehr nachteilig wurde.

In diesem Zusammenhang verweise ich auf das lange Verschweigen der Waffen-SS Zugehörigkeit des Herrn Günter Grass. Das hätte er gar nicht nötig gehabt, denn diese Situation war allgemein bekannt. Grass hatte nebenbei bemerkt unheimlich Dusel, dass er in Marienbad in US-Gefangenschaft geriet. Wenn er 30 Kilometer weiter östlich in Kaaden von den Russen und Cechen geschnappt worden wäre, hätten ihn die Cechen womöglich am Kaadener Markplatz öffentlich erschossen, so wie mit anderen SS-Soldaten geschehen. (siehe Bericht meines Bruders Klaus, der mit unserer Mutter und Bruder Horst Zeugen dieser Exekutionen werden musste.

Für uns Vier lohnte es sich nicht einen Marschbegleiter mitzugeben, und so wurde ich zum Marschtruppführer ernannt und bekam die entsprechenden Marschbefehle für uns vier zusammen in einem geschlossenen Umschlag ausgehändigt.

Zwei von uns kamen aus Bayern, einer aus Breslau und ich eben waren in Olmütz zu hause, das lag ja auf der Reiseroute ohnehin, dort mussten wir in den Schnellzug nach Prag umsteigen. Kaum hatten wir Domstahl verlassen begann eine heftige Diskussion. Die 2 Bayern bestanden darauf, erstmal einen Abstecher nach hause zu machen um sich von ihren Eltern zu verabschieden. Der Breslauer konnte nicht heim, denn die Stadt Breslau war schon von den Russen umzingelt und wurde von den Deutschen als Festung verteidigt. Mir war nicht bewusst, daß wir uns an einem bestimmten Tag in Oschatz einfinden mussten. Es wäre bei den chaotischen Verkehrsverhältnissen auch kaum

möglich gewesen einen bestimmten Reiseplan einzuhalten, und wir hätten immer genügend Ausreden für ein verspätetes Eintreffen ausdenken können. Ich hab mich schließlich von den Bayern breitschlagen lassen, und dachte mir, du könntest ja dann auch noch mal so drei oder vier Tage in Olmütz blau machen, ein bißchen ausschlafen und Kalorien tanken. Den Breslauer nahm mich mit zu mir, und wir verabredeten uns in Oschatz im Bahnrestaurants am vierten April um 17 Uhr nachmittags zu treffen. Da blieb genügend Zeit für unsere Bayern zu ihrem Abstecher in den Süden.

Ich kam nun vom Olmützer Bahnhof zu fuß ganz fröhlich zu hause an. Mutter war hoch erfreut aber als Vater am Abend nach hause kam, war der gar nicht so begeistert von unserem Vorhaben. Er machte sich schreckliche Sorgen, daß da etwas schief gehen könnte. Er meinte wörtlich: „Dein Großvater, der alte Ludwig, würden sich ob solcher Pflichtvergessenheit im Grabe herumdrehen und du wirst deine Militärdienstzeit mit Arrest antreten“. Vaters Bedenken waren natürlich nicht ganz unbegründet, aber ich nahm die Sache sehr viel lockerer. Ich, bzw. mein Breslauer Freund und ich konnten jetzt ja gar nicht mehr anders, denn ich hatte ja auch die Marschpapiere für die beiden Bayern. Wenn wir jetzt früher bei der Einheit erschienen wären, dann hätte das für die Bayern und auch für mich, der ich doch für den Transport verantwortlich war, sehr ernste Folgen haben können.

Vaters damalige Haltung kann ich aber bis heute nicht ganz verstehen, wo er doch seinen ältesten Sohn im Begriffe war in eine verlorene Schlacht ziehen zu sehen. Ich wusste ja von ihm schon lange, daß auch er den Krieg als verloren ansah. Hier kommt der Konflikt des pflichtbewussten Beamten und des liebenden Vaters zu Tage, und sicher auch bestimmt von der Tradition des österreichischen Berufsoffiziers. Der Hinweis auf meinen Großvater Ludwig, der ja aktiver Feldmarschall-Leutnant war ist dafür bezeichnend.

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als am nächsten morgen Olmütz zu verlassen und erst mal mit dem Schnellzug nach Prag zu fahren. In Prag machten wir aber zunächst Pause. Wir mussten ja die Tage rumkriegen ohne in einem Hotel zu übernachten um zu vermeiden, uns in ein Meldebuch einzutragen. Wir nahmen uns eine Taxe und fuhren zu Onkel Otto, dem jüngsten Bruder meiner Mutter, und Tante Inge Beer. Die nahmen uns herzlich auf, und wir blieben für zwei Tage in Prag.

Mein Breslauer Freund hatte Angst alleine durch Prag zu wandeln, aber ich hatte solche Bedenken nicht. Wir waren ja ganz in Zivil und als Soldaten oder Deutsche nicht zu erkennen. Es war absolute Ruhe in Prag, alles wie im tiefsten Frieden. Ich spazierte alleine hinauf auf den Hradschin und setzte mich auf das kleine Bankerl am berühmten Prager Fenstersturz und blickte lange hinab auf die goldene Stadt. Ich fragte mich ob es wohl ein Abschied für immer sein würde? Würde ich diese schöne Stadt noch mal im Leben wieder sehen können? Ich bin nie besonders fromm gewesen, aber ich weiß mich gut zu erinnern, daß

ich ein inniges „Vater Unser“ gebetet habe und den Herrgott angefleht habe: lass mich heil aus diesem sinnlosen Krieg zurückkommen.

Natürlich hatte ich Angst vor dem Krieg und vor dem Ungewissen was da auf mich zukommen würde.

Onkel Otto selbst war gar nicht anwesend aber die Tante Inge hat uns rührend versorgt und ich beschloss, - es war ja noch genügend Zeit, - mich auch noch bei den Beergroßeltern in Warnsdorf zu verabschieden. Das war natürlich nicht der direkte Weg nach Oschatz, aber es hat mich niemand kontrolliert und mit ein paar Mal Umsteigen bin ich gut in Warnsdorf gelandet. Mein Breslauer Kumpel wollte nicht mit und alleine ohne Papiere zum vereinbarten Treff am vierten April erscheinen.

Aus heutiger Sicht kommt mir unsere Verabredung zum Treff am Bahnhof Oschatz fast wie beim Schweik vor. (Treff mer sich nach dem Krieg um halbersiebene am Wenzelsplatz. Sollt ich mir ein bißerle verspätigen wart halt auf mich.) Uns war es aber damals sehr ernst, zumindest mir und dem Breslauer.

Die Großeltern haben sich riesig über mein Erscheinen gefreut. Als Onkel Franz von meinem plötzlichen Besuch erfuhr, kam er sofort zu den Großeltern und versuchte mit Engelszungen mich zu überreden nicht mehr einzurücken. Er wollte mich verstecken. Niemand würde in dem großen Durcheinander überhaupt merken, daß ich nicht mehr erscheinen würde. Im Prinzip hatte er sogar Recht, aber ich hatte ja die Papiere für alle, und mir war klar, daß ich das meinen Freunden nicht antun konnte.

Rückblickend betrachtet hätte ich meine Mutter und meine Brüder- wenn alles gut gegangen wäre- wahrscheinlich 6 Wochen später in Seifhennersdorf bei Tante Julchen treffen können, denn die kamen ja dahin. Seifhennersdorf liegt nur 5 oder 10 km von Warnsdorf entfernt direkt auf der deutschen Seite. Aber es hat nicht sollen sein und vielleicht war es auch gut so.

Am nächsten Tag trat ich dann meine Reise nach Oschatz über Dresden an. Ich marschierte alleine mit einem kleinen Koffer in der Hand zum Warnsdorfer Altstädter-Bahnhof. Die Großmutter begleitete mich bis an die nächst Ecke, so dass sie mich noch lange sehen konnte. Wenn ich mich umdrehte sah ich sie immerzu winken. Ich war schon sehr weit fort und konnte sie selbst mit meinen guten Augen kaum mehr erkennen, aber sie winkte immer noch. Sie konnte mich sicher nicht mehr sehen. Was mag wohl in ihr vorgegangen sein?

In Dresden erwartete mich ein Chaos. Der Bahnhof war halb zerstört nach den vorausgegangenen berüchtigten Bombardierungen der Engländer, aber irgendwie erwischte ich eine Transportmöglichkeit nach Oschatz. Ich war pünktlich zu unserem vereinbarten Treffpunkt erschienen und siehe da, unser Breslauer Freund war auch da. Von den Bayern aber keine Spur.

Wir Beide beschlossen, nachdem wir schon zwei Stunden gewartet hatten, irgendwo im Freien zu übernachten um den Bayern noch einen Tag eine Chance

zu geben. Sie konnten ja irgendwie in diesen chaotischen Tagen verhindert worden sein.

Wir getrauten uns nicht in ein Hotel oder eine Gastwirtschaft zu gehen, denn überall waren Vertreter der Wehrmachtspolizei zu sehen, die nur auf so Burschen wie uns lauerten. Wir nannten diese Brüder „Kohlenklaus“. Also marschierten wir aus der Stadt und fanden einen schönen Strohschober, der sich erstklassig zum Nächtigen eignete. Wir gruben uns eine Höhle in den Schober und verbrachten unentdeckt eine geruhsame Nacht. Am nächsten Morgen war mein Mantel und mein Anzug vollere kleiner Strohteile und wir mussten uns erst mal gründlich davon säubern, denn was hätten wir so einem Kohlenklau am Bahnhof erzählen sollen woher diese Spelzen kämen? Auf den Anzug war ich besonders stolz denn der war maßgeschneidert aus Fliegeroffiziersstoff, den Onkel Willi organisiert hatte.

Am Bahnhof war aber weit und breit von unseren Bayern nichts zu sehen. Länger konnten wir aber nimmer warten, denn wir hatten ja die Reisezeit ohnehin schon längst über Gebühr verlängert, und so beschlossen wir beide, alleine einzurücken.

Als wir nach den beiden Vermissten befragt wurden erzählten wir etwas von einem fürchterlichen Tieffliegerangriff nach welchem von den beiden Bayern nichts mehr zu sehen war. So einfach war das, und es gab keine weiteren Fragen.

Schnell wurde uns aber bewusst, daß von unserer Idee, erstmal ein paar Monate auf der Hubertusburg zur Offiziersbewerber Ausbildung zu verbringen nichts wurde. Fahnenjunkerschule hieß die Hubertusburg damals. Das hatte ich mir so schön ausgedacht aber die Realität sah anders aus.

Wir wurden in Luftwaffenuniformen eingekleidet die aber teilweise gar nicht passten. Viel Auswahl gab es aber nicht mehr. Für mich war das größte Problem das ich keine passenden Schuhe bzw. Stiefel fand. Ich nahm dann der Not gehorchend ein paar Stiefel (Knobelbecher), die mir viel zu groß waren, aber ich dachte lieber zu groß als zu klein

In der Nacht hörten und sahen wir englische Bomber über uns Richtung Dresden fliegen. Die Angriffe auf Dresden hörten anscheinend gar nicht auf. Auf unserem Flugplatz standen eine ganze Menge Tag- und Nachtjäger einsatzbereit. Piloten waren auch vorhanden aber kein Benzin. Also konnten die Bomber unbehelligt ziehen und die Piloten wurden zum Erdkampf umfunktioniert und mit uns zusammen in Viehwaggons verladen. Das Ziel der Reise war erst mal unbekannt. Der Zug fuhr eine ganze Nacht mit vielen Stopps bis wir am nächsten Morgen in Bernau bei Berlin ankamen und in eine dortige große und schöne Kaserne gebracht wurden.

Jetzt bekamen wir erst mal Gelegenheit unpassende Klamotten umzutauschen. Für mich war wichtig, daß ich ein Paar besser passende Stiefel ergattern konnte. Nun kam auch die weitere Ausrüstung und vor allem die Bewaffnung dran. Es wurden Truppenverbände zusammengestellt. Ich kam zu einer Kompanie von sechzehn und siebzehn Jahre alten Jungen. Zwei fünfzehn Jahre alte waren auch dabei. Zu meinem Erstaunen oder auch Entsetzen bekamen wir keine deutschen Karabiner sondern französische Beutegewehre, jedenfalls die ersten drei Züge. Der vierte und letzte Zug bekam sogar Kleinkaliber Gewehre Man muss sich das mal vorstellen! Damit sollten wir gegen eine hochgerüstete russische Armee ankämpfen. Das war doch von Vornherein Selbstmord und ein riesiges Verbrechen.

Jeder Zug bekam auch ein MG (Maschinengewehr). Aber nicht ein MG 42, an dem wir wenigsten notdürftig beim RAD ausgebildet worden waren, sondern es gab das MG 15. Dieses MG 15 war eine Spritze die für den Erdkampf vollkommen ungeeignet, weil hoch empfindlich, war. Die Dinger waren aus den Flugzeugen, die aus Benzinmangel nicht mehr starten konnten, ausgebaut worden. Keiner von uns hatte schon mal so ein Ding in der Hand gehabt, geschweige denn mal ein Probeschießen damit absolviert. Der MG-Schütze jedes Zuges bekam anstatt eines Gewehres eine Pistole. Darin war er aber auch nicht ausgebildet. Dann bekamen wir natürlich für die Patronentaschen jeder 30 Schuss Beutemunition zu den Gewehren passend und je zwei Eierhandgranaten, eine Gasmaske in einem Blechbehälter, einen Feldspaten und einen Tornister mit einer Decke und einen Zeltplane. Für mich haben sich in den nächsten Wochen der Feldspaten und der Gasmaskenbehälter als wichtigstes Utensil herausgestellt.

Zunächst blieben wir noch einen Tag in Bernau. Es war ein herrlicher sonniger Frühlingstag. Gegen Mittag gab es Fliegeralarm und ein amerikanischer Großangriff auf die Reichshauptstadt wurde angesagt. Wir waren draußen im Freien und konnten das Schauspiel eines solchen Tausend- Bomberangriffs aus sicherer Entfernung beobachten. Die Bomber flogen wie üblich sehr hoch und die Flak feuerte wie wild in der Einflugzone. Direkt über der Stadt gab es dann eine flakfreie Zone die den Jägern überlassen wurde. Die Amis hatten auch eine Menge Langstreckenbegleitjäger mitgebracht, die über den Bombern flogen

Plötzlich erschienen drei deutsche Düsenjäger ME 262. Das war das erste Mal, daß ich diese Düsenjäger gesehen habe. Diese drei deutschen Maschinen kurvten wie wild durch die Bomber rauf und runter und gaben immerzu aus ihren Bordkanonen kurze Feuerstöße ab. In kurzer Zeit hatten die drei deutschen MEs sechs Viermots abgeschossen. Das war eine deutsche Waffe die dem schweren amerikanischen hochbewaffneten Bomber nicht nur gewachsen sondern richtig überlegen war. Durch ihren Düsenantrieb waren sie viel schneller als die Begleitjäger und durch die schwerere Bewaffnung auch viel effektiver. Soweit ich weiß, waren diese Maschinen mit je zwei 3,7 cm Kanonen

bestückt, was gegenüber den bisher üblichen 2 cm Kanonen ein immenser Vorteil war und die Sprengkraft einer 3,7 cm Granate übertraf die eines 2 cm Geschosses um ein vielfaches. Die neuen Jäger konnten somit schon aus viel größerer Entfernung einen Bomber angreifen und beschießen. Ein Treffer so einer 3.7 cm Granate reichte dann meistens schon aus um einen Bomber herunter zu holen.

Für mich war das mal das Gefühl, daß wir dem so genannten Feind nicht immer nur unterlegen sein mussten. Was waren da für Möglichkeiten der Reichsverteidigung vertan worden. Diesen Jägertyp ME 262 gab es schon mehrere Jahre. Unser großer Führer und Pseudofeldherr hatte aber angeordnet, daß dieses hervorragende Flugzeug als Jagdbomber umgerüstet und eingesetzt werden musste. Dazu war diese Maschine aber viel zu schnell und absolut ungeeignet. Wir hätten unsere Städte viel besser schützen können. Sicher wäre damit der Krieg nicht zu gewinnen gewesen, aber die Bomberverbände der Amerikaner wären viel wirkungsvoller zu bekämpfen gewesen, Diese Maschinen waren um dreißig Prozent schneller als die Angloamerikanischen Begleitjäger. Hätte, wäre, dafür war es jetzt zu spät. Ich habe aber einmal mit eigenen Augen die große Überlegenheit dieser deutschen Düsenjäger bewundern können, wenn auch schon alles verloren war.

Am nächsten Morgen mussten wir feldmarschmäßig antreten und auf gings zu Fuß Richtung Osten, Richtung Oder. Wir hatten schwer zu schleppen und waren am Abend nach erreichen des ersten Etappenziels ganz schön fertig. Ich hatte mir ein paar größere Wasserblasen angelaufen und natürlich fehlte es an entsprechende Salben und guten Pflastern. Statt Socken hatte ich nur Fußlappen, was aber bei den Knobelbechern durchaus üblich war. Hin und wieder wurden wir von Tieffliegern angegriffen, die aber noch keinen Schaden anrichteten.

Die Strecke des Tages war etwa 20 km. In der größten Mittagshitze überholte uns ein eleganter Horch mit Generalstander. Ein General stieg aus und ließ sich von unserem Kompaniechef Meldung machen. Es war ein junger Leutnant, der aber seinen Tornister nicht selbst trug. Er hatte alles Erschwerende auf den Pagagewagen geladen, wo auch die MGs und Munition verstaut waren. Er hatte den Hemdkragen als Marscherleichterung geöffnet und marschierte so locker vor uns schwitzenden Burschen einher. Im letzten Zug waren zwei auffallend kleine und schwache Jungs dabei, die unter der Last der Ausrüstung besonders schwer zu tragen hatten.

Der General –es war der bekannte General Henrici, wie wir hörten, - war empört über unseren jämmerlichen Anblick, aber besonders hatte er sich über unseren Leutnant aufgeregt. Er holte ein Taschenmesser heraus und schnitt dem Kompanieführer die Offiziersschulterklappen ab und ließ ihn ins letzte Glied des letzten Zuges eintreten als gemeinen Soldaten. Dann ordnete er an, daß der degradierte Leutnant den beiden Kleinen in dem letzten Zug die Tornister abnehmen und für diese selber schleppen musste. Den Zugführer des ersten

Zuges beförderte er gleich zum Kompanieführer, bestieg seinen Horch und schwebte von dannen. Bei uns hat dieses Verhalten eines hohen Truppenführers mächtig Eindruck hinterlassen.

Aus späterer Literatur weiß ich, daß Henrici eine herausragende Rolle bei den Kämpfen im Oderbruch und dann auch um Berlin gespielt hat.

Wir bezogen Nachtlager in einer verlassenen Schule und wurden mit einer guten Portion Erbsensuppe verpflegt.

Am nächsten Tag ging der Marsch weiter bis zum Oderbruch. Wir nächtigten am 13. April in Wriezen wiederum in einer verlassenen Schule um dann am 14. April mit unserer Kompanie auf einer Holzbrücke über die alte Oder zu marschieren und Stellung um einen großen verlassenen Bauernhof zu beziehen. Wie ich das so sah, wurde mir ganz mulmig, denn das bedeutete, daß wir einen Brückenkopf halten sollten, schlecht, oder besser gesagt miserabel ausgerüstet und absolut Kampf unerfahren. Die einzige eventuell panzerbrechende Waffe, die wir hatten, war ein kleiner Granatwerfer, ein so genannter Panzerschreck, aber keiner wusste wie das Ding zu bedienen war. Um das Gehöft waren Schützengräben ausgehoben, die aber schon halb verfallen waren, weil es nur alles leichter Sandboden war. Der Panzerschreck wurde an der Spitze der Gräben in Stellung gebracht und wir begaben uns erstmal in den Hof zum Essen fassen und schön auszuschlafen

Am nächsten Tag, es war der 15. April bekamen wir Besuch von einem NS-Führungsoffizier. Das war so eine Art Einpeitscher. Der hielt eine flammende Rede über den großen Heldenkampf, der uns bevorstehen würde und versuchte uns beizubringen, daß der Endsieg mit uns, dem Jahrgang 1928, und der großen südlich von uns stehenden Armee des Generals Wlassow , unausweichlich sicher sein würde. Mir und vielen meiner Kameraden stieg die Zornesröte ins Gesicht, aber ich muss auch sagen, daß es eine ganze Reihe unter uns gab, die diesem Rattenfänger noch glaubten.

Um es vorweg zu nehmen: Als am 16. April der gewaltige russische Angriff einsetzte und das Trommelfeuer begann, da rannte unser Einpeitscher so schnell er konnte über die Holzbrücke und suchte sich in Sicherheit zu bringen. Ich hatte eine solch unglaubliche Wut im Bauch, daß ich mein Gewehr nahm und ihm zwei Schüsse nachjagte. Ich hab ihn nicht mehr getroffen. In dem einsetzenden Durcheinander hatte das zum Glück auch keiner sonst bemerkt. Das waren im Übrigen die einzigen Patronen, die ich aus meinem französischen Beutegewehr jemals verschossen habe.

In der Nacht vom 15. auf den 16. setzte ein infernalisches Trommelfeuer der Russen ein. Es ist mit Worten nicht zu schildern. Die russische Artillerie hatte sich den ganzen Tag über, den fünfzehnten, wunderbar einschießen können. Über der Front kreisten stundenlang ein russischer Schlachtfieger in vielleicht nur 400 m Höhe und konnte so das Feuer der Russen einlenken. Diese

Schlachtflieger waren sehr langsam aber mit normaler Infanteriemunition nicht abzuschießen. Wir nannten sie“ Nähmaschinen“ weil sie so ein Geknatter wie ein Zweitaktmotor machten. Ich glaube der Typ hieß offiziell IL2. Es war natürlich ein Zeichen der absoluten Ohnmacht von unserer Seite, daß wir so ein äußerst langsam über unseren Köpfen dahinfliegendes Flugzeug nicht einfach abschießen konnten. Ein einziges leichtes Flakgeschütz oder ein Jäger hätte da kurzen Prozess machen können

In dem sehr gut reserschierten Buch des britischen Militärhistorikers TONY LE TISSIER werden viele sehr treffende Schilderungen russischer und deutscher Teilnehmer an diesem Inferno geschildert. Eine davon, die des Infanteristen Friedhelm Schöneck aus der 309. Infanteriedivision bei Sietzing möchte ich auszugsweise wiedergeben, weil sie die Lage sehr treffend schildert:

„Es ist 3 Uhr, aber noch Nacht. Die Dunkelheit ist aus allen Fugen geraten. Ein ohrenbetäubender Lärm erfüllt die Luft. Das ist gegenüber allem bisher Da gewesen kein Trommelfeuer mehr, das ist ein Orkan, der über uns, vor uns und hinter uns alles zerreißt. Der Himmel ist glutrot, als wollte er jeden Augenblick zerspringen. Der Boden wankt, bebt und schaukelt wie ein Schiff bei Windstärke 10. Wir hocken in unseren Stellungen, die Hände umkrampfen in Todesangst die Gewehre, und die Körper schrumpfen zu menschlichen hockenden Häufchen auf der Grabensohle zusammen.

Das Bersten und Jaulen der Granaten, das Sirren und fauchen von Splittern erfüllt die Luft oder das, was uns zum Atmen davon noch bleibt. Schreie und Kommandos werden erstickt durch Stahl, Erde und beizenden Rauch diese Vulkans, der sich urplötzlich mit unvorstellbarer Gewalt über uns geöffnet hat.

Zum Maulwurf möchte man werden, sich blitzschnell eingraben in der Tiefe der schützenden Erde; möchte sich auflösen in nichts. Doch wir liegen wie die Regenwürmer auf einer glatten Fläche, einem unbarmherzigen Zertreten preisgegeben, schutzlos und ohne Hoffnung. Unser Grabensystem ist verschwunden, eingestürzt oder platt gewalzt von tausenden Granaten und Bomben. Der Bunker, in dem wir sitzen ist immer enger geworden. Seine Wände nach innen gedrückt, haben uns zusammengepfercht wie Sardinen in einer Büchse. Wir zittern und beten. Die Perlen des Rosenkranzes gleiten durch dreckige Landserhände. Alle Scham ist von uns gefallen. Herr Gott, erhöre uns, die wir aus dieser Hölle zu dir schreien! Kyrie Eleison!“

Die erste Welle des Trommelfeuers war auf die deutsche Frontlinie so etwa 500-800 Meter vor uns gerichtet. Der Boden bebt bis zu uns und besonders das Heulen den Raketenwerfer war fürchterlich. Man muss sich vorstellen, daß die Russen für diese große Schlussoffensive eine Artilleriemasse von 40.000

Geschützen einsetzten. Das ergab eine Dichte von über 300 Rohren auf einen Kilometer Frontbreite. Es soll der größte massierte Einsatz von Artillerie in der Militärgeschichte gewesen sein, den die Russen da veranstaltet haben. Die Wucht und der Schrecken eines solchen Materialeinsatzes kann man mit Worten nicht zu schildern.

Da die Wucht der Einschläge der ersten Welle uns noch nicht erreichten, dachte ich über meine Überlebenschancen nach und beschloss aus dem breiten Schützengraben raus zugehen und mir ein Einmannloch zu graben um mich darin zu verkriechen. Der Spaten erwies sich dafür erstmals als wichtiges Utensil. Der normale Schützengraben war viel zu breit und zu gerade und bot daher nicht besonders guten Schutz.

Im ersten Morgengrauen hörte das erste Trommelfeuer auf und es kamen laufen Soldaten ungeordnet zurück und konnten über die noch intakte Holzbrücke über die alte Oder zurückweichen. Für uns war das natürlich kein ermutigendes Bild, diesen verlorenen Haufen so an uns vorbei ziehen zu sehen. Es waren Soldaten aller Waffengattungen dabei, Waffen-SS, Fallschirmjäger, Pioniere und Volksturmleute. Natürlich auch Verwundete schleppten sich da zurück. Mir wurde so richtig angst und bange bei dem Anblick.

Ein Trupp von drei erfahrenen Frontsoldaten kam direkt auf unsere Stellung zu und sah ein wenig mitleidig unsere Brückenkopf-Befestigung an. Der älteste der drei ging zu unserem Schützen mit dem Panzerschreck hin und fragte ihn, ob er denn schon mal mit dem Ding geschossen hätte. Natürlich nicht. Da schwang er sich zu unserem Schützen in den Graben und machte das Gerät erst mal einsatzfähig. Einer der anderen Beiden hatte ein MG 42 und der Dritte hatte MG- Munitionsgurte umhängen. Das MG bezog Stellung neben dem Panzerschreck und dies gab uns erstmal wieder ein wenig Vertrauen. Von Mut will ich gar nicht sprechen. Der Anführer der drei war ein hoch dekorierter Feldwebel mit EK 1 und Nahkampfspange. Die drei verschafften uns das Gefühl, daß wir nicht ganz auf verlorenem Posten standen, denn die hätten ja ruhig wie die vielen anderen weiterziehen können. Der Feldwebel organisierte in dem Gehöft ein paar Säcke die wir mit Sand füllen mussten, und so wurde aus dem Gefechtstand des Panzerschrecks mit MG 42 ein einigermaßen geschützter Kampfstand.

Plötzlich hörten wir Panzerkettengeräusche und aus dem Nebel und Rauchschwaden rollten drei Panzer heran. Der erfahrene Feldwebel rief aber gleich „Deutsche“! Es waren tatsächlich drei deutsche Sturmgeschütze alter Bauart mit Stummelkanone auf Panzer 3 Lafette. Diese Fahrzeuge waren sicher nicht geeignet feindlich Panzer zu bekämpfen. Die drei Sturmgeschütze fuhren bis dicht an die alte Oder heran und fingen an ziellos in Richtung Russen mit hochgestellten Kanonen wie wild zu feuern. Anscheinend verschossen sie ihre

letzten Granaten. Der ein Panzer fuhr plötzlich in Panik auf die Holzbrücke zu und wollte anscheinend versuchen so über die alte Oder zu kommen. Die Brücke war vielleicht für eine Last von 5 Tonnen ausgelegt, sodass die Brücke mitsamt Sturmgeschütz sofort im Wasser versank. Die Besatzungen der anderen beiden Panzer waren aber nun auch mit uns auf dem Brückenkopf abgeschnitten und kamen zu uns in die Stellung, waren aber vollkommen entnervt. Zwei der Besatzungsmitglieder des versoffenen Tanks versuchten sich schwimmend ans andere Ufer zu retten. Von dem Dritten fehlte aber jede Spur. Ich stellte jedenfalls fest, daß es anscheinend möglich war schwimmend das andere Ufer des Flusses zu erreichen

Alle weiteren zurückströmenden Soldaten aus der vorderen Linie konnten jetzt aber auch nicht mehr fliehen und waren mit uns gefangen auf dem Brückenkopf. Das war einerseits eine Verstärkung unserer Stellung, aber die Leute waren durch die Hölle gegangen und nervlich in einem desolaten Zustand.

Der MG-Schütze unseres Zuges, der mit dem ausgebauten Flieger-MG 15, war ein groß gewachsener junger Bursche, der aber zu der Gruppe der unverbesserlichen zählte. Er glaubte noch immer, wie erstaunlicher Weise eine kleinere Gruppe aus unserem Haufen, an den Endsieg. Das ging soweit, daß er sich einmal vor uns hinstellte mit dem Spruch: „Wenn einer von euch türmen sollte, den schieß ich eigenhändig mit meiner Pistole nieder.“ Das war ihm vollkommen ernst aber kaum zu glauben. Man sieht daraus nur, was Einpeitscher und Propaganda aus an sich intelligenten Menschen machen können. Das Makabre an dieser Geschichte war allerdings, dass dieser Junge unser erster Tote war. Als die Russen sich unserer Stellung näherten, steckte er den Kopf aus dem Graben und schon hatte er einen Kopfschuss und war weg.

Plötzlich fing jetzt aber das Trommelfeuer der Russen wieder an aber jetzt auf unseren Abschnitt einschlich unseres Brückenkopfes. Ich sprang aus dem Schützengraben und schwang mich in mein vorbereitetes Einmannloch. Ich machte mich ganz klein, zitterte vor Angst und betete ein Vaterunser nach dem anderen. Ich habe sicher niemals vor oder nachher wieder so innig gebetet und um Beistand von oben gefleht. Wer so einen Feuerorkan nicht selbst erlebt hat mag das nicht nachvollziehen können. Man ist in dem Moment ja ganz auf sich alleine gestellt. Dieses Trommelfeuer der Russen an diesem denkwürdigen 16. April 1945 haben andere Leute besser als ich das kann geschildert. Es fehlen mir heute dafür einfach die Worte. Unsere Stellung wurde vielfach getroffen und ich konnte von Glück sagen, daß ich mir das Einmannloch gegraben hatte, denn der Graben indem ich hätte sein sollen war praktisch umgepflügt und halb eingestürzt von mehreren Treffern. Überall lagen Tote und Verwundete herum. Wunderbarer Weise war der Gefechtsstand mit dem Panzerschreck und den drei alten Soldaten noch intakt geblieben. Das merkte ich alles, als das Artilleriefeuer urplötzlich aufhörte und aus dem Rauch und Qualm die ersten russischen Panzer

mit teilweise aufgesessener Infanterie auftauchten. Weitere Infanterie kam hinter den Panzern angerannt. Unser MG 42 mit den erfahrenen Frontsoldaten fing wild an zu feuern und ich konnte sehen wie unser Panzerschreck tatsächlich einen T 34 traf. Wir Jungen hätten das alleine niemals geschafft. Die Russen stockten jetzt etwas aber nur kurz.

Mir war sofort klar, daß es nur eine Frage von Minuten sein würde, bis die Russen unsere Stellung überrannt haben würden. Ich musste schnell handeln und ich entschloss mich zu versuchen über die Alte Oder zu schwimmen. Das Wasser war natürlich noch eise kalt. Davon merkte ich kaum etwas. Mit meinem Gewehr war das Vorhaben unmöglich zu schaffen sodass ich die Knarre schnell in den Fluss warf. Tornister hatte ich ohnehin nicht mehr, der war im Bauernhof deponiert. Ich hatte allerdings einen Uniformmantel an und merkte bald, daß es nicht zu schaffen war mit diesem Mantel zu schwimmen. Die Stiefel waren auch hinderlich. Ich entledigte mich schon halb untergegangen meines Mantels und schwamm so gut es ging. Ich hab es aber nicht geschafft über Wasser zu bleiben. Ich ging einfach unter. Gott sei Dank war der Fluss nicht besonders tief. Ich bewegte mich getaucht unter Wasser mer einige Meter vorwärts und stieß mich dann vom Flussboden ab um an der Wasseroberfläche angelangt feste Luft zu holen. Diese Prozedur wiederholte ich so lange bis ich das gegenüberliegende Ufer erreicht. Normaler weise wäre so etwas sicher nicht möglich aber die Angst zu ertrinken oder in russische Gefangenschaft zu geraten oder womöglich den Heldentod zu streben machen enorme Kräfte frei.

Nun versuchte ich am anderen Ufer wieder heraus zu kommen. Der Fluss war da aber tiefer und die Böschung in der Kehre des Flusses zu allem Überfluss auch noch unterspült. Alle meine Versuche mit eigener Kraft heraus zu kommen waren erfolglos. Ich war fast dran aufzugeben, als mich plötzlich zwei starke Arme erfassten und mir halfen das rettende Land zu erreichen. Es waren zwei Fallschirmjäger, darunter ein Hauptmann denen ich mein Leben zu verdanken hatte.

Ich brauchte meinen Rettern nicht viel zu erzählen, denn die konnten die Russen auf der anderen Flussseite schon selbst sehen. Ich wollte nur fort aus dem Schlamassel und fing an zu rennen so gut ich in meinen tiefend nassen Klamotten nur konnte.

Nach etwa zwei km offenes Feld kam ich zu einer Batterie 8.8 cm Flak die zur Panzerbekämpfung aufgestellt waren. Diese Kanonen standen auf freiem Feld ungeschützt weil anscheinend keine Zeit vorhanden war, Schutzwälle anzulegen. Ich dachte nur, mein Gott, ein paar Granaten oder eine Salve aus einer Stalinorgel, und die ganze Batterie wäre erledigt.

Einen weiteren Kilometer hinter der Flakbatterie traf ich unerwartet auf unseren Batalionsgefechtsstand. „Was jetzt machen“? fragte ich mich. In meiner Not spielte ich einen Melder. Ich suchte den Kommandeur, einen älteren

Reserveoberstleutnant, baute mich vor ihm auf und gab vor, von unserem Kompaniechef beauftragt worden zu sein, die Meldung über die verzweifelte Lage auf unserem Brückenkopf zu überbringen. Ich habe dann über die Einzelheiten des russischen Angriffs und vor allem über die Zerstörung der Holzbrücke ausführlich berichtet. Ich erwähnte dann eine Menge Einzelheiten, wie den Abschuss des T34 durch die Hilfe der erfahrenen Landser usw. Der Kommandeur ist auf meinen Trick voll eingegangen. Ich musste meinen Bericht vor ein paar weiteren Offizieren noch wiederholen und wurde wie ein Held gefeiert. Der hätte mich beinahe gleich zum EK2 vorgeschlagen. Ich bekam erst einmal eine ordentliche Portion Erbsensuppe und ein trockenes Hemd verpasst.

Ich habe hier eine Gedächtnislücke und kann nicht mehr genau sagen, wie ich zu trockenen Klamotten gekommen bin. Ich weiß nur, daß es recht warm und schön wurde, und ich meine Kleider an einem Baum zu Trocknen aufgehängt habe. Die Sachen konnten aber unmöglich bis zum Abend richtig trocken geworden sein. Der Stab muss mir trockene Sachen besorgt haben. Hier muss der Wahrheit meiner Schilderung ein Fragezeichen gesetzt bleiben.

Ich blieb bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Kommandostellung, hatte aber nur den einen Gedanken möglichst bald abzuhausen, denn der Schwindel konnte ja jeden Moment auffliegen. Statt eines Helden, war ich ja ein Fahnenflüchtiger. Beim Einbruch der Nacht habe ich mich dann auch schnell verdünnsiert. Ich war saumüde und konnte mich kaum auf den Beinen halten. Trotzdem musste ich sehen noch ein paar km zurückzulegen um in genügender Entfernung zum Batalionsgefechtsstand in einigermaßen Ruhe ein Nachtlager zu suchen.

In der Luft kreisten auch bei Nacht andauernd die russischen IL2 Nähmaschinen und warfen Leuchtbomben ab, wo sie nur ein Ziel vermuteten. Die Zurückfluteten deutschen Einheiten sammelten sich zumeist in den kleinen Wäldchen, die überall im Gelände verstreut waren. Das war aber auch das Zielgebiet für die Splitterbomben der Nähmaschinen. Außerdem, und das war für mich mindestens genau so gefährlich, waren da die deutschen Auffangkommandos angesiedelt, die die versprengten und flüchtigen Soldaten zu neuen Kampftrupps sammelten, und dem wollte ich auf jeden Fall ausweichen.

Mir schien es am sichersten zu sein, wenn ich auf freiem Feld übernachtete. Von meiner Ausrüstung hatte ich nur noch die Gasmaskenbüchse und den Feldspaten bei mir. Ich suchte mir eine passende Stelle auf einem Feldrand und grub mir mit meinem Spaten eine Kuhle von vielleicht 20 cm Tiefe mit kleinem Splitterwall von dem Aushub, legte mich auf die blanke Erde und war bald eingeschlafen. Vor dem Einschlafen beobachtete ich die IL2's am Himmel, wie die mit ihrer Leuchtschurmunition in die vermuteten oder erkannten Ansammlungen deutscher Soldaten schossen.

Nach ein paar Stunden Schlaf machte ich mich noch vor dem Hellwerden wieder auf den Weg Richtung Westen. Bald traf ich auf ein kleines verlassenes

Bauernhaus. Etwas Essbaren war auch da bald gefunden, sodass ich meinen Gasmaskenbehälter mit Verpflegung füllen konnte. Die Gasmaske selbst hatte ich schon vor einiger Zeit entsorgt. In dem Haus traf ich einen anderen jungen Soldaten in etwa meinem Alter. Wir beschlossen den weiteren Weg zusammen zu gehen. Beim oberflächlichen Durchstöbern des Hofes fanden wir zwei Fahrräder die allerdings beide einen Platten hatten. Flickzeug hatten wir nicht. Wir dachten, besser mit Platten gefahren als alles gelaufen. Das funktionierte auch einigermaßen. Ich schnitt meinen platten Reifen mit meinem alten Hirschhorntaschenmesser einfach ganz weg und fuhr eben mit einem Rad auf der Felge.

Nach einer Weile mussten wir durch einen alten Kiefernwald. Es gab keine Möglichkeit ihn zu umgehen. Wir trafen eigentümlicherweise dabei auf keine deutsche Einheiten. Plötzlich hörte ich Fliegergeräusche, drehte mich um und sah einen Verband russischer zweimotoriger Bomber auf uns zufliegen. Ich konnte mir nicht denken, daß wir groß in Gefahr waren, aber plötzlich sah ich, wie die Bober ihre Bomben auslösten. Die Flugzeuge flogen recht niedrig und waren so circa 60 Grad vor uns. Ich kapierte sofort, daß die Bomben uns unmittelbar treffen mussten. Ich brüllte meinem Kollegen zu „Fliegerdeckung“ und schmiss mich hinter eine dicke Kiefer. Die Bomben heulten heran und explodierten direkt bei uns. Mein Fahrrad hatte ich auf den Weg vor mir hingeworfen. Es war nur noch ein tiefer Bombentrichter zu sehen aber nichts mehr von dem Fahrrad. Schlimmer war aber, daß auch mein Weggenosse offenbar von einem Bombeneinschlag unmittelbar vor der großen Kiefer getroffen wurde und ebenfalls nicht mehr zu sehen war. Die Bober, die ihn erwischt hatte war vor der mich schützenden Kiefer explodiert. Der dicke Baum hatte mir das Leben gerettet. Als ich zum Himmel blickte, sah ich die nächste Angriffswelle Bomber auf mich zukommen. Ich sprang in den großen Bombentrichter in Deckung, aber Gott lob lagen diese Einschläge etwa 100 bis 200 Meter weiter weg. Ich konnte die ganze Sache noch gar nicht richtig fassen. Kamerad weg, Fahrräder weg, aber selbst vollkommen unversehrt. Ein Schutzengel hat über mich gewacht.

Ich zog nun alleine weiter. Der Wald nahm gar kein Ende. Am Nachmittag kam ich durch ein Waldstück das von Bomben oder Granattrichtern übersät war. Ich stieß plötzlich auf einen älteren Soldaten der frisch verwundet war. Ihm hatte ein Treffer das ganze Bein abgerissen kurz oberhalb des Knies. Der Mann schrie mich nur an „Kamerad hilf, Kamerad hilf“! Für mich war das ein schrecklicher Anblick. Er hatte kein Verbandszeug, aber ich auch nicht. Das Bein musste dringend abgebunden werden sonst musste der Mann in Kürze verbluten. Ich zog ihm die Jacke aus und schnitt ihm einen Hemdärmel ab. Daraus bastelte ich eine Binde und versuchte den Beinstumpf notdürftig abzubinden. Ich versuchte es auch mit seinem Koppel, aber das klappte nicht. Dann versuchte ich den Mann zu schultern merkte aber nach ein paar Schritten, daß ich das nicht schaffte. Ich musste ihn wieder absetzen und versprach ihm einen Sanitäter zu

holen mit einer Bare, denn ich hatte einfach nicht die erforderliche Kraft. Er gab sich damit nicht zufrieden und flehte mich dauern an ihn nicht allein liegen zu lassen. Ich war mir im Klaren, daß es für mich unmöglich war den Mann alleine wegzutragen und lief fort mit der wiederholten Versicherung, alles zu tun, damit er baldigst gerettet würde.

Die verzweifelten Hilferufe dieses Mannes haben mich ein ganzes Leben lang im Schlaf begleitet. Ich war mir im Laufe der Zeit verstandesmäßig absolut im Klaren, daß ich gar keine Schanze hatte anders zu handeln, aber im Traum hat mich diese Situation immer wieder eingeholt. Ich wurde in meinen Träumen bis vor etwa 10 Jahren immer wieder von den Hilfescreien diese armen Verwundeten eingeholt und verfolgt. Das hielt fast 50 Jahre so an. Ich musste mich im Traum immer wieder fragen „hättest du es nicht doch schaffen können, den Mann zu schleppen?“ Gott sei Dank, war ich äußerlich stark genug damit fertig zu werden. Sicher war das aber das Erlebnis dieses Krieges an dem ich lange mit mir zu tragen hatte. Es lag alles Jahrzehnte zurück, das Leben ging schon viele Jahre weiter, aber dieses Erlebnis war doch so einschneidend, daß es mich eben so lange verfolgte.

Nachdem ich etwa 2 Kilometer weiter gerannt war, traf ich auf einen Großen Bauernhof. Davor war eine Behelfsstellung errichtet mit einigen Schützengräben. Das Kommando hatte eine Art Parteioffizier und ich wurde sofort verdonnert in einem Graben Stellung zu beziehen. Ich versuchte zunächst mal Sanitätshilfe für meinen zurückgelassenen Verwundeten zu organisieren. Es haben sich auch 2 Hilfsanis bereit gefunden, den Mann zu holen aber mir wurde nicht erlaubt mitzugehen. Inzwischen näherte sich schon Gefechtslärm und man konnte auch schon Panzerkettengeräusche hören. Das alles war aber noch vielleicht so 2 km weit weg. Mein Ziel war es jetzt erst mal hier wieder raus zu kommen. Ich schlug einen Feldwebel, der unserem Graben zugeteilt war vor, ich wollte mal versuchen etwas Essbaren in dem Bauernhof zu organisieren. Der war sofort einverstanden.

In dem Gehöft angekommen sah ich erst mal einen großen Panzerspähwagen im Hof stehen. In der Küche saß die Besatzung, hatte den Herd angefeuert und labte sich an einer großen Portion Spiegeleier. Als die meine gierigen Augen sahen, meinten sie nur: da unten im Keller sind noch genug Eier und auch noch viele andere gute Sachen. Ich sollte mir einfach was rauf holen und auch in die Pfanne werfen. Ich schritt sofort zur Tat.

Ich bemerkte noch vorher eine IL2 am Himmel, hatte aber keine Gedanken, daß die irgendwelche böse Absichten hegte und machte mich auf in den Keller. Das war ein richtiges Gewölbe, und ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Die Regale waren voller Vorräte. Ich habe nie in meinem späteren Leben wieder so viele Einmachgläser und Lebensmittelvorräte auf einem Fleck gesehen. Viele

Gläser waren mit eingewecktem Geflügel, Gänseschmalz und vielen anderen Leckereien gefüllt.

Ich packte ein paar Gläser mit Gänsekeulen in einen Spankorb und vor allen Speckseiten, die zur Genüge da herum lagen. Meine Gasmaskenbüchse füllte ich mit Stücken der Speckseiten so gut es ging und legte noch drei Eier drauf. So wollte ich gerade die Treppe hinaufsteigen, als ein fürchterlicher Krach das Haus erschütterte. Ziegel fielen in den Kellereingang und ich kletterte über die Trümmer nach oben.

Hier erwartete mich ein schrecklicher Anblick. Von den 4 Mann der Beatzung des PSW waren zwei verwundet und einer tot. Nur der Kommandant, ein junger Leutnant war unversehrt. Zwei Bomben hatten das Haus direkt getroffen. Eine weitere war in den Hof eingeschlagen und hatte den SPW leicht beschädigt aber vor allem einen der Dicken Reifen zerrissen. Ich half erst mal dem Leutnant die beiden Verwundeten notdürftig zu verbinden. Da gab es zum Glück genug Verbandszeug im Panzer. Der Leutnant versuchte das Fahrzeug zu starten und stellte fest, daß der PSW noch fahrtauglich war. Der normale Fahrer war zwar gefallen, aber der Leutnant verstand es auch den Wagen zu fahren. Ich half die beiden, Gott lob nur leichter Verletzten mit zu verladen und bat den Leutnant, ob er mich nicht auch mitnehmen könnte. Innen ging das nicht, aber wenn ich wollte könnte ich vorn aufsitzen, müsste mich aber gut festhalten. Er verdonnerte mich noch sofort abzuspringen, sollten wir unter Beschuss geraten.

Ohne lange zu fackeln fuhren wir los, denn einmal brauchten die beiden Verwundeten fachmännisch medizinische Versorgung und zweitens kam der Gefechtslärm bedrohlich

näher. Den Fresskorb musste ich leider da lassen und mit den Spiegeleiern wurde es auch nichts mehr. Vor lauter Hunger hab ich mir aber ein rohes Ei einverleibt. Das war das erste aber auch letzte Mal in meinem Leben.

Die Fahrt ging recht langsam voran. Es war inzwischen Nacht geworden als plötzlich Infanteriefeuer einsetzte und ich vom Panzer springen musste. Irgendwie mussten die Russen die Auffangstellung bei dem Gehöft umgangen haben. Der PSW war jetzt mehr gefährdet als ich wenn ich auf eigene Faust weiter lief. Ich bekam schreckliche Angst und fing an in der Dunkelheit auf einer kleinen Straße um mein Leben zu rennen. Ich lief als wenn ich Flügel hätte. So eine Portion Angst kann unglaubliche Kräfte frei machen. Ich lief und lief und hatte gar nicht das Gefühl müde zu werden. Noch heute kann ich diesen Wettlauf mit der Gefahr noch völlig nachfühlen.

Nach einigen Kilometern – ich war eine ganze Weile so gerannt – traf ich auf ein Dorf. Ich war inzwischen tot müde geworden und beschloss in einem der Häuser ein paar Stunden zu schlafen, am besten in einem Keller. Ich ging in das erst beste Haus mitten im Ort und suchte gleich den Keller auf um möglichst sicher zu sein nach meiner Erfahrung vor einigen Stunden. Sieh da, in dem

Keller war ich nicht allein, da waren eine ganze Menge anderer Soldaten auch schon drin mit der gleichen Absicht. Es waren alles Versprengte aller möglichen Waffengattungen. Kaum war ich eingeschlafen, wurde ich von Panzerketten Geräuschen vor unserer Haustüre geweckt. So ein Mist, jetzt haben die Russen uns doch eingeholt.

Ich wollte aber sicher gehen und schlich mich vorsichtig nach oben. Mit Erleichterung konnte ich aber feststellen, daß es keine Russen waren die den Lärm verursachten, sonder eine deutsche Panzereinheit mit schweren Königstigern. Die fuhren aber nicht in Richtung Feind sondern Richtung Westen. Mit dem Schlaf war es nun vorbei und ich beschloss lieber gleich weiter zu ziehen. Ich hatte keine Landkarte aber einen guten Orientierungssinn und mich immer west-süd-west gehalten. Die Landser im Keller bestätigten mir auch, daß ich schon ganz in der Nähe von Bernau im Osten von Berlin sein musste.

Gegen Mittag war ich endlich in Bernau, dem Ausgangsort unseres Einsatzes angelangt. Leider war da wieder eine Auffangstellung errichtet und ein Führungsoffizier schnappte mich gleich und wollte mich in einen Verteidigungsgraben einteilen. Die Stellung war gut ausgebaut und vor allem waren da auch zwei schwere Pak-Geschütze gut eingegraben aufgestellt. Diese Art Pak (Panzerabwehr Kanonen) waren eine wirkungsvolle Waffe gegen Panzer. Ich glaube das Kaliber war 7,5 cm mit langem Rohr.

Ich humpelte natürlich und wollte mich irgendwie drücken. Das ging nicht so einfach und so wurde ich in eine Sanitätsbaracke geschickt zur Untersuchung meines vorgetäuschten Leidens.

In der Baracke sollte ich mich bei dem zuständigen Arzt melden. Als ich dem Mann in die Augen sah, blickte er mich richtig gütig und vertrauensvoll an. Es war ein älterer Stabsarzt mit vollen weißen Haaren und schönen blauen Augen. Der Mann sprach mich auch gar nicht im dienstlichen Jargon an, sonder sagte sehr freundlich „Na wo fehlts denn mein Sohn.“ Das war ganz ungewöhnlich, und ich entschloss mich spontan zur Offenheit. Ich sagte frei heraus „Wenn sie so fragen, Herr Stabsarzt, ich hab schreckliches Heimweh“ Das war sehr riskant aber mein Inneres riet mir zur Wahrheit. Im Übrigen hätte der Mann bei einer nur oberflächlichen Untersuchung meinen Schwindel ohnehin aufgedeckt. Er stellte mir jetzt eine ganze Menge Fragen, ich sollte ihm meine Odyssee berichten und dann fragte er mich, wie ich mir das denn so denke. Ich erklärte ihm, daß ich mich möglichst nach Flensburg in Schleswig –Holstein durchschlagen wollte. Auf seine Rückfrage, warum denn gerade nach Flensburg, antwortete ich ihm wie folgt: „Ich möchte nach Schleswig-Holstein weil ich der Meinung bin, daß die Engländer nicht zulassen würden, daß die Russen Zutritt zum offenen Weltmeer bekämen. Flensburg ist die einzige Stadt, die ich namentlich kenne, die in Schleswig-Holstein liegt. Weiter reichen meine

Geografiekenntnisse nicht, denn ich komme ja aus der Tschechei. Das Seemachtdenken der Engländer macht mich in dieser Auffassung aber sicher.“

Der Herr Stabsarzt war ob meiner Strategie einigermaßen verblüfft, nahm einen Block mit Marschbefehlen heraus und stellte mir zu meinem Erstaunen tatsächlich einen Marschbefehl mit Einweisung ins Lazarett nach Flensburg aus. Er verabschiedete mich kurz mit den Worten:“ Passen sie auf sich auf und viel Glück.“

Ich bin mit diesem Papier in der Hand auf einem Sanka (Sanitätskraftwagen)in Richtung Berlin abgebraust und hatte es vermeiden können, mich noch bei der Verteidigungseinheit abzumelden. Das war gegen Abend des 18. April.

Obschon ich sehr genaue Erinnerungen an diese Tage des April 1945 habe, tritt jetzt eine Gedächtnislücke bei mir auf. Es ist ein richtiger Filmriss. Von Bernau bis nach Spandau ist es ein recht langer Weg. Ich weiß nur, daß ich mich durch die Stadt durchgeschlagen habe. Da waren viele Kontrollen. Überall Einschläge der russischen Artillerie und ein heilloses Durcheinander. Ich bin aber mit meinem Marschbefehl überall durchgekommen nur kann ich beim besten Willen mich nicht mehr an Einzelheiten erinnern. Dieser Marsch durch Berlin hat immerhin fast zwei Tage in Anspruch genommen.

Am 20.4. bin ich dann in der Zitadelle von Spandau gelandet in total übermüdeten Zustand und konnte mich dort auf einem Feldbett richtig ausruhen. Dieser Ort, die Zitadelle von Spandau, hat ja dann nach dem Krieg ihre Berühmtheit als Gefängnis der zu Freiheitsstrafen verurteilten Nazi-Größen erlangt.

Ich hielt mich zwei Tage in der Zitadelle auf, die zu einem großen Lazarett umfunktioniert worden war. Es gab dort so viele Schwerverwundete, daß ich gar nicht besonders auffiel. Am 20. April war ja Hitlers Geburtstag. Jemand brachte eine ganze Ladung Bücher aus dem Führerbunker mit. Es waren alles Ausgaben von „Mein Kampf“ aber handsigniert von unserem großen Führer. Ich ergatterte ein Exemplar, was ich später in Lübeck bei den Engländern gegen Zigaretten eingetauscht habe und die Zigaretten dann wieder bei Zivilisten gegen Fressalien. Ich hätte auf meinem weiteren Weg nach Lübeck viel Zeit gehabt dieses ominöse Buch mal zu lesen, aber ich hab nicht ein einziges Mal wenigstens nur den Versuch dazu gemacht. Sehr viel später, als ich schon die 70 überschritten hatte, hab ich mir diesen Schinken antiquarisch im Sternverlag gekauft. Ich wollte das Buch wenigstens im Alter doch noch lesen, habe es aber nicht geschafft bis zum Ende auszuhalten. Das Buch ist meiner Ansicht nach fast unlesbar. Ich kann mir nur denken, daß unsere Eltern dieses Buch auch nur im Bücherschrank stehen hatten ohne es wirklich gelesen zu haben.

In der Zitadelle waren schließlich nicht nur Verwundete zusammen getroffen. Am Abend des 22. April wurde es immer offensichtlicher, daß Großberlin von den Russen weiträumig umzingelt worden war und es immer schwieriger erschien, aus dieser Umklammerung noch heil heraus nach dem Westen zu kommen. Ich hatte mich inzwischen mit den Besatzungen zweier deutscher Panter-Panzer, die noch fahrfähig waren, angefreundet. Wir beschloßen- sobald es dunkel werden würde, einen Ausbruch zu versuchen. Die Panzerleute versprachen mich mitzunehmen, wenn ich aufsitzen würde.

Unserem Vorhaben haben sich auch noch ein paar andere Landser angeschlossen, die über Motorräder und einen VW-Kübelwagen verfügten. Der VW war aber dann hoffnungslos überladen, aber der Versuch wurde bei Nacht dann gestartet.

Die Panzer machten natürlich einen Mordskrach aber wir hatten Glück und kamen vollständig unbehelligt durch. Vielleicht war es eine der letzten Möglichkeiten aus dem Kessel Berlin zu entkommen.

Als es hell wurde begegneten wir hunderten von freigelassenen Gefangenen in den berüchtigten Sträflingsuniformen. Ich konnte zu der damaligen Zeit keine Erklärung dafür finden. Die Leute waren abgemagert und sahen elendig aus. Später war mir klar, daß es freigelassene KZ-Häftlinge waren. Ich hatte zu dieser Zeit noch keine Ahnung von Konzentrationslagern und was es damit auf sich hatte.

Sobald ich mich in Sicherheit fühlte machte ich mich per Pedes alleine weiter. Die Straßen nach Westen waren hoffnungslos verstopft. Meist waren es Flüchtlinge aus dem Osten. Es waren bespannte Bauernwagen vollgeladen mit den paar Habseligkeiten von ganzen Familien, die teilweise bis von Ostpreußen unterwegs waren aber auch eine Menge von LKWs und Pkws waren unter den zurückflutenden Massen. Die Autos konnten natürlich auch nur Schritt fahren. Der erste Gang im Fahrzeug war natürlich Benzin fressend und als Folge daraus blieb dauernd ein Fahrzeug liegen und verstopfte so die Straße. Ich bin teilweise auf einem Kotflügel eines Pkws aufgesessen mitgefahren, stellte aber bald fest, daß ich zu Fuß schneller und vor allem sicherer vorwärts kommen konnte. Auch wenn sicher 80 % der Fahrzeuge auf der Straße Zivilisten, Frauen, Kinder, alte Leute waren, so waren natürlich auch ein paar Soldaten darunter was die englischen Tiefflieger zu dauernden Angriffen mit ihren Bordwaffen veranlasste. Da hieß es Fliegerdeckung und in den Straßengraben werfen. Das war mir langsam zu gefährlich, so daß ich mich entschloss auf kleinen Seitenwegen zu versuchen unbehelligt von den Spitfires weiter zu marschieren.

Eine Begebenheit sollte ich noch schildern. In dem Großen Treck der Straße, traf ich auf einen Leichten LKW eine Flakeinheit, die auf der Ladefläche eine Vierlingsflak aufmontiert hatten. Es handelte sich um eine sehr effiziente leichte Flugabwehrwaffe mit 2 cm Kaliber. Die Besatzung bestand aus

erfahrenen Frontsoldaten. Ich hatte mich ein wenig mit dieser Besatzung unterhalten und fragte, wie effektiv sie die wiederholt auftauchenden Jabos bekämpfen könnten. Als alter Luftwaffenhelfer interessierte mich das natürlich. Die Flakleute meinten nur: pass auf, wenn der nächste Jabo kommt, den holen wir dir runter. Ich war gespannt und etwas ungläubig.

Es dauerte nicht lange bis wieder eine Spitfire auftauchte. Die Flak feuerte einfach in die Anfluglinie Dauerfeuer aus allen vier Rohren so daß der Jabo durch die Geschößgarben durchfliegen musste. Da war es auch schon um ihn geschehen und er stürzte ab. Dadurch, daß die Jabos meist bei ihren Angriffen entlang dem Straßenverkauf angriffen, war diese Methode recht einfach. Es kam nur darauf an, daß die Flak früher schoss als der Jabo.

Es war offensichtlich, daß ich erst mal den Russen entkommen war, denn der Kanonendonner war kaum mehr zu hören. Die Russen hatten sich jetzt erst mal auf die endgültige Eroberung der deutschen Reichshauptstadt konzentriert, und ich konnte in aller Ruhe weitermarschieren mit dem Ziel Schleswig-Holstein.

Am Abend kam ich zu einem großen Gehöft. Es war eigentlich ein richtiges Märkisches Gut. Dort traf ich einen etwa gleichaltrigen Weggenossen und wir fragten die dort noch anwesenden Gutsleute nach etwas Essbarem und einer Übernachtungsmöglichkeit. Wir bekamen eine Suppe und ein paar Pellkartoffeln und durften in dem Gesindehaus auf dem Speicherboden nächtigen. Sehr freundlich war das nicht gerade aber besser als nichts. Auf dem Dachboden entdeckten wir einen kleinen Sack mit vielleicht 5 kg. Weizenkleie oder auch Weizenschrot. Wir beschlossen, den Sack nehmen wir einfach mit. Das war ja nur Mundraub und die Russen werden den Herrschaften früher oder später doch alles wegnehmen. Ich hatte seit einiger Zeit wieder einen Rucksack und da wurde der Sack gleich verstaut. Wir fanden in dem Gesindehaus auch einen 1-Liter Messbecher, den ich auch gleich mit einpackte.

In den kommenden Tagen waren dieses Gefäß und der Sack mit der Kleie unsere ganze Verpflegung. Wir machten uns immer ein kleines Feuer gerade so groß, daß wir den Topf auf zwei Steine darüber stellen konnten und so haben wir uns eine Art Suppenbrei gekocht mit dem wir uns die nächsten Tage über Wasser gehalten haben. Mein Kamerad hatte noch ein Essbesteck bei sich und so durfte Jeder abwechselnd immer nur drei Löffel von dem köstlichen Mal essen.

Später machten wir außen einen Strich bis zur Hälfte damit redlich geteilt werden konnte. Wir passten genau auf, daß keiner den Strich überschritt, denn wir mussten ja versuchen mit dem Kleievorrat möglichst lange aus zu kommen. Manchmal hatten wir uns auch einen halben Liter Milch erbetteln können, was unseren Brei natürlich viel nahrhafter machte. Nur Salz hatten wir die erste Zeit nicht.

Die Menschen in dieser Gegend, die wir trafen, waren überhaupt sehr zugeknöpft. Ich muss allerdings auch sagen, daß wir Ortschaften tunlichst vermieden, um nicht Gefahr zu laufen mit irgendwelchen Auffang- Kommandos in Berührung zu kommen. Unser Weg führte uns über Kyritz, Pritzwalk, Parchim, vorbei an Schwerin, Ratzeburg direkt nach Lübeck.

Es war seit Berlin-Spandau eine ganze Woche vergangen. Inzwischen hatten wir den 30. April. Plötzlich begann eine wilde Schießerei und ich sah zu meinem Erstaunen aber auch zu meiner Freude englische Soldaten herumballern. Ich konnte gut an den flachen Stahlhelmen erkennen, daß es Engländer waren Jetzt hieß es nur nicht noch zu guter letzt getroffen werden. Bei der erst besten Gelegenheit lief ich mit erhobenen Armen auf die Tommys zu und war in westlichen Händen, heil und unversehrt. Der Krieg war für mich zu Ende.

In mancher Hinsicht waren die englischen Fronttruppen aber auch nicht viel besser als die Russen. Der Soldat, der mich gefangen nahm, wollte als Erstes mal meine Armbanduhr. Ich war froh gerettet zu sei und die Uhr war mir im Moment egal, aber später vermisste ich natürlich einen Zeitmesser sehr. Sonstige Wertsachen hatte ich nicht aber wenn ich welche gehabt hätte wären die auf jeden Fall gleich weg gewesen.

Die Engländer trieben die vielen deutschen Gefangenen auf ein großes Wiesengelände vor der Stadt Lübeck zusammen, zogen einen Stacheldrahtverhau um das Gelände und Wachen drum herum. Zu essen bekamen wir aber fast nichts. Jeder Gefangene bekam drei sogenannte Biskuits zugeteilt. Das war etwas für den hohlen Zahn. Die Dinger waren in großen Blechkanistern verstaut und bestanden nur aus ganz weißem Mehl praktisch ohne Nährwert. In den leeren Kanistern konnten wir dann Trinkwasser fassen. Mein Kleievorrat war zu ende und ich begann wieder richtig Kohldampf zu schieben.

Es waren viele tausend Kriegsgefangene auf den Wiesen zusammengepfercht. Alle Dienstgrade waren vertreten. Vom General bis zum einfachen Soldat und auch Hitlerjungen bzw. Volkssturmleute waren vertreten. Ich habe versucht mit einem englischen Wachposten ein bisschen Englisch zu reden und dabei vielleicht ein Stück Brot zu ergattern, musste aber feststellen, daß mein Schulenglisch für so eine simple Konversation nicht ausreichte. Ich versuchte ihm zu erklären, ob er mir nicht ein kleines Handtuch besorgen könnte, aber ich konnte so einen einfachen Satz nicht zu Stande bringen. Unserem damaligen Schulenglisch fehlte jeder Praxis bezogene Unterricht. Dabei stand ich im Englischen gar nicht so schlecht (2-) aber die einfachsten Dinge sagen konnte ich nicht.

Mein Kumpel hatte noch eine Zeltplane bei sich. Ich hatte meinen Feldspaten immer noch dabei. So konnten wir uns aus Rasenstücken eine Art Ziegel ausstechen, darüber die Plane spannen und waren so einigermaßen vom immer wieder einsetzenden Regen geschützt. Geschlafen haben wir natürlich auf der nassen kalten Erde. Komischerweise war ich aber die ganze Zeit nicht erkältet.

Öfters erschienen Zivilisten am Zaun mit Namensschildern in der Hand in der Hoffnung vielleicht Angehörige unter der Gefangenen zu finden oder auch jemanden zu treffen, der über das Schicksal ihrer Angehörigen etwas sagen konnte. Ich ging auch zum Zaun und kam mit einem sehr netten etwa sechzehn Jahre altem Mädchen ins Gespräch, die mir etwas zu essen brachte. Die Süße kam auch jeden Tag an die gleiche Stelle am Zaun wieder und hatte immer etwas für mich dabei. Wir versprachen uns später, sobald ich frei war zu treffen, aber die Adresse, die sie mir gab war dann nicht mehr aktuell.

Nach einer knappen Woche wurden nach und nach Gefangene abtransportiert. Ich war bei den Ersten dabei. Zunächst ging unser Transport nach Schwarzenbeck, wo wir in einer Schraubenfabrik übernachten konnten. Ich schlief auf einem Stapel von Kartons endlich einmal im Trockenen. Am nächsten Tag ging die Fahrt weiter bis nach Kellinghusen wo wir abgeladen wurden und der Selbstverwaltung der Gefangenen überlassen wurden. Hunderttausende von Wehrmachtangehörigen hatten ja versucht sich zu den Engländern durchzuschlagen und drängten sich nun in Schleswig-Holstein zusammen. Wir waren erbärmlich auf einem Heuboden untergebracht. Die Verpflegung war miserabel wenn man von Verpflegung überhaupt sprechen kann. Es gab pro Tag eine etwa 2 cm dicke Scheibe Kommisbrot und Stück Schweizer Käse. Die Aufteilung des Käses war immer eine dramatische Angelegenheit Für jeden gab es nur eine kleines Stück etwa 4 x 4 cm. Das wurde auf der Rinde genau ausgemessen. Der Emmentaler hatte aber Löcher und wer die Löcher bekam der war der Dumme.

Wie ich schon in meinen früheren Aufzeichnungen zu Brück berichtet hatte, war mein wichtigstes Erlebnis das Treffen mit meinem alten Volksschulfreund Zimmermann Das war so unwahrscheinlich aber wahr. Wir verbrachten die ganze Zeit in Kellinghusen bis zu unserer Entlassung jede Stunde zusammen. Bis auf den schrecklichen Hunger und die vielen Ratten, die in der Nacht über uns hinweg krochen, waren die 5 oder 6 Wochen in Kellinghusen gut zu ertragen, weil ich einfach nicht mehr allein war, und mit Walter Zimmermann einen alten Freund wieder gefunden hatte. Wir konnten, auch wenn das Wasser noch etwas kalt war, oft schwimmen gehen. Ich hatte mir aus einem alten Handtuch eine Badehose genäht und so konnten wir wenigstens etwas Körperpflege betreiben. Dem Problem Kleiderläuse konnten wir aber nicht Herr werden, auch wenn wir uns noch so sehr bemühten.

So Mitte Juni hieß es plötzlich: alle Jahrgang 1928 und jünger vortreten und zum Abmarsch für die Entlassung fertig machen. Wir wurden wieder auf die kleinen englischen Mannschafts- Transportfahrzeuge aufgeladen und ab ging's nach Eutin. Dort wurden wir erst mal entlaust. Alle Kleider und der ganze Körper wurden mit großen Mengen Entlausungspulver behandelt. Das Zeug wirkte tatsächlich nachhaltig und wir waren die Plagegeister schnell und endgültig los. Dann bekamen wir unsere Entlassungspapiere und ein paar Reichsmark in die Tasche und frei waren wir.

Jeder konnte nun seinen eigenen Weg gehen. Zimmi wollte unbedingt nach Brück zu seinen Eltern. Die Nachrichten und Gerüchte, die wir über die CSR hörten, waren aber nicht besonders ermutigend. Besonders störte mich, daß die CSR unter russischer Besatzung sein sollte. Da wollte ich aber auf keinen Fall mehr hineingeraten und deshalb entschloss ich mich in die Amerikanische Besatzungszone zu ziehen. Die einzige Verwandte in Deutschland war Mutters ältere Schwester, Tante Ria und die war höchstwahrscheinlich in Freudenstadt im Schwarzwald. Das lag aber in der französischen Zone und die war mir auch suspekt.

Es schwirrten Gerüchte herum, daß die Franzosen entlassene junge deutsche Kriegsgefangene sofort in ihrer Fremdenlegion zwangsverpflichteten und nach Algerien verschickten. Das hätte mir noch so gefehlt!

Einen geregelten Zugverkehr gab es zu dieser Zeit noch nicht. Das erforderliche Geld hätte ich nicht gehabt und so machte ich mich per Anhalter auf die Reise nach dem Süden. Es war damals aber möglich, daß man als entlassener Kriegsteilnehmer um sonst auf Güterzugwaggons mitfahren konnte. Einen guten Teil der Reise vollbrachte ich auch auf offenen Kohlewaggons. Das ging ganz gut aber wenn ein Tunnel kam, dann wurde es problematisch. Die Dampfloks stießen eine Menge Dreck und Rauch raus und wehe der Zug blieb mal im Tunnel stehen. Einmal passierte mir das. Da bekam ich das Gefühl zu ersticken, war dann natürlich dreckig aber doch wieder heil raus gekommen.

Bis Stuttgart-Zuffenhausen ging meine Reise. Von dort wollte ich zu Fuß weiter ziehen und bei einem Bauern versuchen als Erntehelfer anzuheuern um erst mal etwas Ordentliches zu essen zu bekommen und wieder Kräfte zu sammeln.